

nes Vaters festgestellter Entschluß, und ich weiß, daß er nie Etwas an seinen Entschlüssen ändert," sprach Billefort. „Ich füge mich also. Diese neunmalhundert tausend Franken werden aus der Familie gehen, um Hospitäler zu bereichern; aber ich gebe der Laune eines Greises nicht nach und werde nach meinem Gewissen handeln.“

Hienach entfernte sich Billefort mit seiner Frau und überließ es seinem Vater, nach Gutdünken zu testiren.

Noch an demselben Tage wurde das Testament gemacht; man holte Zeugen, es wurde von dem Greise gebilligt, in ihrer Gegenwart geschlossen und bei Herrn Deschamps, dem Notar der Familie, niedergelegt.

Viertes Kapitel.

Der Telegraph.

Herr und Frau von Billefort erfuhren, als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, Herr von Monte Christo, der gekommen, um ihnen einen Besuch zu machen, sei in den Salon eingeführt worden, wo er ihrer harre. Zu sehr aufgeregt, um sogleich einzutreten, ging Frau von Billefort durch ihr Schlafzimmer, während der Staatsanwalt, mehr seiner Herr, gerade auf den Salon zuschritt.

Doch so sehr er auch Herr seiner Empfindungen war, so gut er sein Gesicht zu formen wußte, so vermochte Herr von Billefort die Wolke doch nicht so sehr von seiner

Stirne zu entfernen, daß der Graf, der ihm mit einem strahlenden Lächeln entgegentrat, nicht diese düstere, trauernde Miene bemerkt hätte.

„Oh, mein Gott!“ rief Monte Christo nach den ersten Begrüßungen, „was haben Sie denn, Herr von Billefort? Bin ich in dem Augenblick gekommen, wo Sie eine etwas hochnothpeinliche Anklage abfaßten?“

Herr von Billefort suchte zu lächeln und erwiderte:

„Nein, mein Herr Graf, es ist hier kein anderes Opfer, als ich selbst. Ich bin es, der den Prozeß verliert; der Zufall, die Halsstarrigkeit, die Starrheit haben das Requisitorium abgefaßt.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Monte Christo mit einer vortrefflich gespielten Theilnahme. „Ist Ihnen in der That ein ernstes Unglück widerfahren?“

„Oh! mein Herr Graf,“ versetzte Billefort mit einer Ruhe voll Bitterkeit, „es ist nicht der Mühe werth, davon zu sprechen; beinahe nichts, ein einfacher Geldverlust.“

„In der That,“ erwiderte Monte Christo, „ein Geldverlust ist etwas Geringes bei einem Vermögen, wie Sie es besitzen, und bei einem philosophischen, erhabenen Geiste, wie der Ihrige ist.“

„Auch ist es nicht die Geldfrage, was mich beschäftigt, obgleich im Ganzen neunmalhundert tausend Franken wohl ein Bedauern oder wenigstens eine Regung des Mergers werth sind; sondern ich fühle mich verletzt durch die Anordnung des Schicksals, des Zufalls, des Verhängnisses, ich weiß nicht, wie ich die Macht nennen soll, die den Schlag lenkt, welcher mich trifft, meine Hoffnungen niederstürzt und vielleicht die Zukunft meiner Tochter durch die Laune eines kindisch gewordenen Greises zerstört.“

„Ei, mein Gott! was ist es denn?“ rief der Graf. „Neunmalhundert tausend Franken, sagten Sie? In der

That, diese Summe verdient wohl ein Bedauern, selbst für einen Philosophen. Und wer bereitete Ihnen diesen Verdruß?"

„Mein Vater, von dem ich mit Ihnen sprach:

„Herr Noirtier? Wirklich! Sie sagten mir doch, wie mir scheint, er wäre völlig gelähmt, und alle seine Fähigkeiten wären vernichtet?"

„Ja, seine körperlichen Fähigkeiten, denn er kann sich nicht rühren, er kann nicht sprechen, und bei alle dem denkt er, will er, handelt er, wie Sie sehen. Ich habe ihn vor fünf Minuten verlassen, und er ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, zwei Notaren ein Testament zu dictiren.“

„Er hat also doch gesprochen?"

„Er hat sich begreiflich gemacht.“

„Wie dies?"

„Mit Hülfe des Blickes; die Augen haben zu leben fortgefahren und tödten, wie Sie sehen.“

„Mein Freund,“ sprach Frau von Billefort, welche nun ebenfalls eintrat, „Sie übertreiben vielleicht die Lage der Dinge.“

„Madame . . .“ sagte der Graf sich verbeugend.

Frau von Billefort grüßte mit ihrem freundlichsten Lächeln.

„Was sagt mir denn Herr von Billefort?“ sprach Monte Christo; „und welche unbegreifliche Ungnade? . . .“

„Unbegreiflich, das ist das richtige Wort,“ versetzte der Staatsanwalt die Achseln zuckend; „die Laune eines Greises!“

„Gibt es denn kein Mittel, ihn von dieser Entscheidung abzubringen?"

„Doch,“ sprach Frau von Billefort, „und es hängt nur von meinem Manne ab, daß dieses Testament statt zum Nachtheil von Valentine, gerade zu ihren Gunsten gemacht wird.“

Als der Graf sah, daß die beiden Ehegatten in Parabeln zu sprechen anfangen, nahm er eine zerstreute

Miene an und betrachtete mit der tiefsten Aufmerksamkeit und der augenscheinlichsten Billigung Eduard, der Tinte in das Trinkgeschirr der Vögel goß.

„Meine Theuere,“ sagte Billefort seiner Frau antwortend, „Sie wissen, daß ich es nicht liebe, in meinem Hause als Patriarch aufzutreten, und daß ich nie glaubte, das Geschick des Weltalls hänge von einem Zeichen meines Kopfes ab. Es ist mir indessen daran gelegen, daß meine Entscheidungen in meiner Familie geachtet werden und die Starrheit eines Greises und die Laune eines Kindes nicht einen seit langen Jahren in meinem Innern festgestellten Plan niederwerfen. Der Baron d'Espinay war mein Freund, wie Sie wissen, und eine Verbindung mit seinem Sohne mußte mir in jeder Beziehung entsprechend erscheinen.“

„Sie glauben, Valentine sei mit ihm einverstanden?“ sagte Frau von Billefort; sie widersetzte sich in der That von jeher dieser Heirath, und es würde mich nicht wundern, wenn Alles, was wir so eben gehört und gesehen haben, die Ausführung eines zwischen ihnen verabredeten Planes wäre.“

„Madame,“ entgegnete Billefort, „glauben Sie mir, man verzichtet nicht so auf ein Vermögen von neunmalshundert tausend Franken.“

„Sie verzichtete doch auf die Welt, als sie vor einem Jahre in ein Kloster gehen wollte.“

„Gleichviel,“ rief Billefort, „ich sage, daß diese Heirath geschlossen werden muß, Madame.“

„Gegen den Willen Ihres Vaters!“ sprach Frau von Billefort, eine andere Saite angreifend, „das ist sehr ernst!“

Monte Christo stellte sich, als hörte er nicht, verlor aber kein Wort von dem, was gesprochen wurde.

„Madame,“ fuhr Billefort fort, „ich kann wohl sagen, daß ich stets meinen Vater geachtet habe, weil sich mit dem natürlichen Gefühle der Abkunft bei mir das Bewußtsein seiner moralischen Ueberlegenheit ver-

band; weil ein Vater unter zwei Titeln geheiligt ist, geheiligt als unser Erzeuger, geheiligt als unser Herr; doch heute muß ich darauf Verzicht leisten, einen Verstand in dem Greise anzuerkennen, der in Folge einer einfachen Erinnerung des Hasses gegen den Vater auf diese Art den Sohn verfolgt; es wäre also lächerlich von mir, wenn ich mich in meinem Benehmen nach seinen Launen richtete. Ich werde nicht anshören, die größte Achtung für Herrn Noirtier zu hegen. Ich werde ohne zu klagen mich der Geldstrafe unterziehen, die er über mich verhängt; aber ich bleibe unerschütterlich in meinem Willen, und die Welt mag richten, auf welcher Seite die gesunde Vernunft ist. Ich verheirathe folglich meine Tochter mit Baron Franz d'Épinay, weil diese Verbindung meinen Ansichten nach gut und ehrenvoll ist, und ich meine Tochter im Ganzen verheirathen will, mit wem es mir beliebt."

"Ei!" sprach der Graf, dessen Billigung der Staatsanwalt beständig mit dem Blicke nachgesucht hatte; eil Herr Noirtier enterbt, wie Sie sagen, Fräulein Valentine, weil sie den Herrn Baron Franz d'Épinay heirathen soll?"

"Mein Gott! ja, mein Herr; das ist der Grund," rief Billefort die Achseln zuckend.

"Wenigstens der sichtbare Grund, fügte Frau von Billefort bei.

"Der wirkliche Grund, Madame. Glauben Sie mir, ich kenne meinen Vater."

"Läßt sich dies begreifen?" entgegnete die junge Frau, "ich frage Sie, in welcher Hinsicht mißfällt Herr d'Épinay Herrn Noirtier mehr als ein Anderer?"

"In der That," sprach der Graf, "ich habe Herrn Franz d'Épinay kennen lernen; er ist der Sohn des General von Duesnel, nicht wahr, der von König Karl X. zum Baron d'Épinay gemacht wurde?"

"Ganz richtig!" erwiederte Billefort.

"Ei! mir scheint, das ist ein reizender junger Mann?"

„Ich bin fest überzeugt, es ist auch nur ein Vorwand,“ sprach Frau von Billefort; die Greise sind Tyrannen in ihren Zuneigungen: Herr Noirtier will nicht, daß seine Enkelin heirathet.“

„Kennen Sie nicht irgend eine Ursache dieses Hasses?“

„Ei, mein Gott! wer kann das wissen?“

„Vielleicht irgend eine politische Antipathie.“

„In der That, mein Vater und der Vater von Herrn d'Epinau lebten in stürmischen Zeiten, von denen ich nur noch die letzten Tage gesehen habe,“ sprach Billefort.

„War Ihr Vater nicht Bonapartist?“ fragte Monte Christo. „Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie mir etwas dergleichen sagten.“

„Mein Vater war vor Allem Jacobiner,“ erwiderte Billefort durch die Aufregung über die Grenzen der Klugheit fortgerissen, „und das Gewand des Senators, das ihm Napoleon auf die Schultern warf, verkleidete nur den alten Mann, ohne etwas an ihm zu ändern. Conspirirte mein Vater, so geschah es nicht für den Kaiser, sondern gegen die Bourbonen, denn mein Vater hatte das Furchtbare an sich, daß er nie für Utopien, welche sich nicht verwirklichen ließen, sondern stets für mögliche Dinge kämpfte, und daß er zur Durchsetzung dieser möglichen Dinge die schrecklichen Theorien von Montagne anwandte, welche vor keinem Mittel zurückweichen.“

„Sie sehen,“ sprach Monte Christo, „Herr Noirtier und Herr d'Epinau werden sich auf dem politischen Boden begegnet haben. Hatte der Herr General d'Epinau, obgleich er unter Napoleon diente, nicht im Grunde seines Herzens eine royalistische Gesinnung bewahrt, und ist es nicht derselbe, der, als er eines Abends einen napoleonistischen Clubb verließ, dem man ihn beigezogen, in der Hoffnung, einen Bruder in ihm zu finden, ermordet wurde?“

Villefort schaute den Grafen beinahe mit Schrecken an.

„Täusche ich mich?“ fragte Monte Christo.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Frau von Villefort, „es ist im Gegentheil gerade so, und gerade um einen alten Haß ersticken zu sehen, hatte Herr von Villefort den Gedanken, zwei Kinder sich lieben zu lassen, deren Väter sich gehaßt hatten.“

„Erhabener Gedanke!“ rief Monte Christo, „ein Gedanke voll milder Menschenliebe, dem die ganze Welt ihren Beifall zollen müßte. In der That, es wäre schön gewesen, Fräulein Noirtier von Villefort sich Madame Franz d'Espinau nennen zu sehen.“

Villefort bebte und schaute Monte Christo an, als wollte er im Grunde seines Herzens die Absicht lesen, welche die von ihm ausgesprochenen Worte dictirt hatte.

Da aber der Graf das wohlwollende auf seine Lippen stereotypirte Lächeln behielt, so vermochte der Staatsanwalt auch diesmal, trotz der Schärfe seines Blickes, nicht bis jenseits der Oberhaut zu dringen.

„Obgleich es ein großes Unglück für Valentine ist, das Vermögen ihres Großvaters zu verlieren,“ sprach Villefort, „so glaube ich doch nicht, daß die Heirath deshalb scheitert; ich glaube nicht, daß Herr d'Espinau vor dieser pecuniären Niederlage zurückweicht; er wird sehen, daß ich vielleicht mehr werth bin, als diese Summe, ich, der ich dieselbe dem Verlangen, ihm mein Wort zu halten, opfere; er wird überdies berechnen, daß Valentine durch das Vermögen ihrer Mutter reich ist, welches von Herrn und Frau von Saint Meran verwaltet wird, die sie Beide zärtlich lieben.“

„Und wohl würdig sind, daß man sie liebt und pflegt, wie dies Valentine bei Herrn Noirtier gethan hat,“ fügte Frau von Villefort bei; „sie kommen spätestens in einem Monat nach Paris, und Valentine wird nach einer solchen Beleidigung, davon befreit sein, sich, wie sie es bis jetzt gethan, bei Herrn Noirtier zu begraben.“

Der Graf hörte mit Wohlgefallen diese falsch klingende Stimme verletzter Eitelkeiten und in den Staub getretener Interessen, und sprach nach kurzem Stillschweigen:

„Mir scheint, und ich bitte Sie zum Voraus wegen dessen, was ich sagen werde, um Vergebung, mir scheint, daß Herr Noirtier, wenn er Fräulein von Billesfort als schuldig, einen jungen Mann heirathen zu wollen, dessen Vater er gehaßt hat, enterbt, daß Herr Noirtier, sage ich, dem lieben Eduard nicht dasselbe Unrecht vorwerfen kann.“

„Nicht wahr?“ rief Frau von Billesfort mit einem unbeschreiblichen Tone, „nicht wahr, das ist ungerecht, abscheulich ungerecht. Dieser arme Eduard ist ebenso gut der Enkel von Herrn Noirtier, und dennoch würde er Valentine sein ganzes Vermögen hinterlassen haben, wenn sie nicht Franz hätte heirathen sollen, und Eduard führt überdies den Namen der Familie, abgesehen davon, daß Valentine, wenn sie auch wirklich ihr Großvater enterbt, immer noch dreimal reicher sein wird, als er.“

Nach diesem Schlage hörte der Graf nur und sprach nicht mehr.

„Nun genug,“ sagte Billesfort, „wir wollen aufhören, uns mit Erbärmlichkeiten aus der Familie zu unterhalten; ja, es ist richtig, mein Vermögen wird die Einkünfte der Armen vermehren, welche heut zu Tage die wahren Reichen sind. Ja, mein Vater wird mich um eine gesetzliche Hoffnung gebracht haben, und dies ohne Grund; ich aber habe dann als ein Mann von Verstand, als ein Mann von Herz gehandelt. Herr d'Espinau, dem ich die Rente von dieser Summe versprach, wird sie bekommen, und sollte ich mir die größten Entbehrungen auferlegen.“

„Es wäre indessen vielleicht besser,“ sagte Frau von Billesfort, auf den einzigen Gedanken zurückkommend, der unablässig in der Tiefe ihres Herzens mur-

melte und flüsterte, „vielleicht wäre es besser, wenn man Herrn d'Epinau diesen Unfall mittheilte, und er selbst das Wort zurückgäbe.“

„Oh! das wäre ein großes Unglück!“ rief Billefort.

„Ein großes Unglück?“ wiederholte Monte Christo.

„Allerdings,“ erwiderte Billefort sich besänftigend, „eine geschelterte Heirath, und scheitert sie auch aus Geldgründen, wirft ein böses Licht auf ein junges Mädchen; dann würden alte Gerüchte, welche ich ersticken wollte, wieder an Haltbarkeit gewinnen. Doch nein, dem wird nicht so sein, Herr d'Epinau, wenn er ein ehrlicher Mann ist, wird sich durch die Enterbung von Valentine noch mehr für gebunden erachten, als zuvor, sonst würde er ganz einfach in einer geizigen Absicht handeln: nein, das ist nicht möglich.“

„Ich denke wie Herr von Billefort,“ sprach Monte Christo, seinen Blick auf Frau von Billefort heftend, „und wenn ich mich so sehr zu seinen Freunden zählen dürfte, daß ich ihm einen Rath zu geben mir erlauben könnte, so würde ich ihn auffordern, da Herr d'Epinau zurückkommt, wenigstens wie man mir gesagt hat, diese Angelegenheit so fest zu knüpfen, daß sie sich nicht mehr lösen ließe; ich würde eine Sache ausfechten, deren Ausgang nur ehrenvoll für Herrn von Billefort sein kann.“

Der Letztere erhob sich von einer sichtbaren Freude ergriffen, während seine Frau leicht erbleichte.

„Gut,“ sagte er, „das ist Alles, was ich haben wollte, und ich werde mir die Meinung eines Rathes, wie Sie sind, zu Nutze machen,“ fügte er, Monte Christo die Hand reichend, bei. „Es mag nun Jedermann das, was sich hier zugetragen hat, als nicht geschehen betrachten, und an unsern Plänen hat sich nichts geändert.“

„Mein Herr,“ sprach Monte Christo, „so ungerecht die Welt ist, so wird sie Ihnen doch Dank für diesen Entschluß wissen; dafür stehe ich Ihnen; Ihre

Freunde werden stolz darauf sein, und Herr d'Espinau, müßte er auch Fräulein von Billefort ohne Mitgift nehmen, was nicht der Fall sein dürfte, ist sicherlich entzückt über seinen Eintritt in eine Familie, in der man sich auf die Höhe solcher Opfer zu erheben weiß, um sein Wort zu halten und seine Pflicht zu erfüllen."

Während der Graf so sprach, stand er auf und schickte sich an, wegzugehen.

"Sie verlassen uns?" sagte Frau von Billefort.

"Ich bin genöthigt, Madame, ich kam nur, um Sie an Ihr Versprechen für Sonnabend zu erinnern."

"Befürchten Sie, wir würden es vergessen?"

"Sie sind zu gütig, Madame, doch Herr von Billefort hat so ernste und zuweilen so dringende Geschäfte..."

"Mein Mann hat sein Wort gegeben, Herr Graf, und Sie konnten so eben sehen, daß er es hält, wenn Alles dabei verloren gehen kann, um so mehr, wenn Alles dabei zu gewinnen ist."

"Versammelt man sich in Ihrem Hause in den Champs-Élysées?" fragte Billefort.

"Nein," sprach Monte Christo, "und das macht Ihr Opfer noch verdienstlicher... auf dem Lande."

"Auf dem Lande?"

"Ja."

"Wo dies? nicht wahr, in der Nähe von Paris?"

"Vor den Thoren, eine halbe Stunde vor der Barrière, in Auteuil."

"In Auteuil!" rief Billefort. "Ah! es ist wahr, Madame sagte mir, Sie wohnen in Auteuil, wo man sie in Ihr Haus brachte. Und an welchem Orte in Auteuil?"

"Rue de la Fontaine."

"Rue de la Fontaine?" versetzte Billefort mit gepreßter Stimme; "Numero?"

"Numero 28."

"Man hat also an Sie das Haus von Herrn von Saint-Meran verkauft?" rief Billefort.

„Von Herrn von Saint-Meran?“ fragte Monte Christo. „Dieses Haus gehörte Herrn von Saint-Meran?“

„Ja,“ erwiderte Frau von Villefort; „und können Sie wohl Eines glauben?“

„Was?“

„Nicht wahr, Sie finden dieses Haus hübsch?“

„Reizend.“

„Nun, mein Mann wollte es nie bewohnen.“

„In der That, mein Herr? das ist ein Vorurtheil, von dem ich mir keine Rechenschaft geben kann.“

„Ich liebe Muteuil nicht,“ sprach der Staatsanwalt mit einer Anstrengung gegen sich selbst.

„Es würde mich jedoch sehr unglücklich machen, sollte mich diese Antipathie des Vergnügens berauben, Sie bei mir zu empfangen?“ versetzte Monte Christo.

„Nein, mein Herr Graf, ich hoffe wohl . . . glauben Sie mir, daß ich Alles thun werde, was ich vermag . . .“ flammelte Villefort.

„Oh! ich nehme keine Entschuldigung an,“ entgegnete Monte Christo. „Sonabend um sechs Uhr erwartete ich Sie, und wenn Sie nicht kämen, so würde ich glauben, was weiß ich? es ruhe auf diesem seit zwanzig Jahren unbewohnten Hause irgend eine finstere Ueberlieferung, irgend eine blutige Legende.“

„Ich werde kommen, ich werde kommen,“ sprach Villefort rasch.

„Meinen Dank. Nun aber müssen Sie mir erlauben, mich von Ihnen zu verabschieden.“

„In der That, Sie sagten, Sie müßten uns verlassen, Herr Graf,“ versetzte Frau von Villefort, „und Sie wollten uns sogar mittheilen, warum, als Sie sich unterbrachen, um zu einem andern Gedanken überzugehen.“

„Wahrhaftig, Madame, ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagen soll; wohin ich gehe.“

„Bah! sagen Sie es immerhin.“

„Ich will als wahrer Maulaffe etwas ansehen, worüber ich oft Stunden lang geträumt habe.“

„Was?“

„Einen Telegraphen. Nun, das Wort ist heraus!“

„Einen Telegraphen?“ wiederholte Frau von Billefort.

„Ei, mein Gott! ja, einen Telegraphen. Ich sah zuweilen am Ende einer Straße auf einem Hügel bei schönem Sonnenscheine diese schwarzen, wie die Füße eines ungeheuren Käfers sich biegender Arme, und nie geschah es, ohne daß ich davon ergriffen wurde, das schwöre ich Ihnen, denn ich dachte, diese Zeichen, welche die Lust mit der größten Genauigkeit durchschneiden und auf dreihundert Stunden den unbekanntem Willen eines von einem Tische sitzenden Menschen an einen andern an dem Ende der Linie vor einem andern Tische sitzenden Menschen überbringen, heben sich auf dem Grunde der Wolken oder auf dem Azur des Himmels einzig und allein durch die Willenskraft dieses allmächtigen Lenkers hervor: ich glaubte dann an Geister, an Sylphen, an Gnomen, an verborgene Mächte, und lachte. Nie aber kam mir die Lust, diese großen Insekten mit den weißen Bäuchen und den schwarzen, magern Füßen von Nahem zu sehen, denn ich befürchtete, unter ihrem steinernen Flügel den kleinen menschlichen Geist, sehr gravitatisch, sehr pedantisch, sehr von Wissenschaft, von Cabale, von Hererei vollgepfropft, zu finden. Doch eines Morgens erfuhr ich, die bewegende Kraft jedes Telegraphen wäre ein armer Teufel von einem Angestellten mit zwölfhundert Franken jährlich, der sich den ganzen Tag damit beschäftigte, nicht den Himmel zu betrachten, wie ein Astronom, nicht das Wasser, wie ein Fischer, nicht die Landschaft, wie ein leeres Gehirn, sondern das Insekt mit dem weißen Bauche, mit den schwarzen Füßen, seinen Correspondenten, der ein paar Meilen von ihm seinen Sitz hat. Da erfaßte mich ein seltsames Verlangen, diese lebendige Puppe näher anzuschauen

und der Komödie beizuwohnen, die sie der andern Puppe aus ihrem Bälglein herausgibt, indem sie hinter einander einige Fäden anzieht."

"Und Sie gehen dahin?"

"Ja."

"Zu welchem Telegraphen?" Zu dem auf dem Ministerium des Innern oder zu dem vom Observatorium?"

"Oh! nein, ich könnte dort Leute finden, die mich zwingen wollten, etwas zu begreifen, was ich nicht wissen mag, und mir wider meinen Willen ein Geheimniß erklären würden, das sie selbst nicht kennen. Teufel! ich will die Illusionen behalten, die ich noch über die Insekten habe; es ist schon genug, daß ich die, welche ich über die Menschen hatte, verlieren mußte. Ich werde also weder zu dem Telegraphen vom Ministerium des Innern, noch zu dem vom Observatorium gehen. Ich brauche einen Telegraphen im freien Felde, um den reinen, in seinem Thurme versteinerten guten Menschen zu finden."

"Sie sind ein sonderbarer vornehmer Herr," sprach Willefort.

"Welche Linie rathen Sie mir zu studiren?"

"Diejenige, welche zu dieser Stunde am meisten beschäftigt ist."

"Die spanische also?"

"Ganz richtig. Wollen Sie ein Schreiben vom Minister, daß man Ihnen erklärt . . ."

"Nein, ich sage ihnen im Gegentheil, daß ich nichts davon begreifen will. Sobald ich etwas begreifen werde, gibt es für mich keinen Telegraphen mehr, sondern nur noch ein Zeichen von Herrn Duchatel oder von Herrn von Montalivet, übersandt an den Präfecten von Bayonne und in zwei griechische Worte — *τηλε γραφειν* travestirt. Es ist das Thier mit den schwarzen Füßen und das furchtbare Wort, was ich in seiner ganzen Reinheit und in meiner ganzen Verehrung erhalten will,

„So gehen Sie, denn in zwei Stunden ist es Nacht, und Sie sehen dann nichts mehr.“

„Teufel! Sie erschrecken mich! Welches ist der nächste?“

„Auf der Straße nach Bayonne?“

„Ja.“

„Der von Chatillon.“

„Und nach dem von Chatillon?“

„Ich glaube, der von dem Thurme von Monthlery.“

„Ich danke; auf Wiedersehen! Sonnabend werde ich Ihnen meine Eindrücke erzählen.“

Vor der Thüre traf der Graf mit den zwei Notaren zusammen, welche so eben Valentine enterbt hatten und sich nun wegbegaben, . . . äußerst entzückt, daß sie eine Acte aufgesetzt, die ihnen unfehlbar große Ehre machen mußte.

Fünftes Kapitel.

Das Mittel, einen Gärtner von den Murren zu befreien, die seine Pfirsiche fressen.

Nicht an demselben Abend, wie er gesagt hatte, sondern am andern Morgen verließ der Graf von Monte Christo Paris durch die Barrière d'Enfer, schlug den Weg nach Orleans ein, fuhr durch das Dorf Linas, ohne bei dem Telegraphen anzuhalten, der gerade in dem Augenblick, wo der Graf vorüberkam, seine langen, entfleischten Arme in Bewegung setzte, und erreichte